

echte Tyroler
pusshaben
zu Fabrikpreisen
waren - Handlung
Bayerle-Josten,
Niederstraße 14.
afelherde
unter Garantie für gutes
Bayerle-Josten,
waren - Handlung,
Niederstraße 14.
bmonumente
Granit- u. Sand-
stein sehr grosser Aus-
sorräthig, empfiehlt

Platen,
Bildhauerei, Crefeld,
adbachstr. 60
öhe der Bahn.)

Vasserdichte
geltuch-
Decken



für
werke und Pferde
tuch-Schürzen
Arbeiter liefern
mel, Weiss & Co.
ch und Leinenweber
250 Arbeiter.
trieb 200 Pferdekr.
eilm am Rhein.

Die
Cognac-Compagnie
anwarter & Co.
mandt-Gesellschaft)
Köln a Rh.
anerkannt best. Qualität
zu Mk 2.— pr. Fl.
** " 2.50 " "
*** " 3.— " "
**** " 3.50 " "
ie des vereinigten Chemikers
lautet:
Cognac ist ähnlich zu-
ammengesetzt wie die mei-
nen französischen Cognacs,
nd ist derselbe vom chemi-
schen Standpunkt aus als
in zu betrachten.
zu Originalpreisen käuflich
G. Th. Hertenrath,
Sofconditor.

Hauptniederlage
erprobten, berühmten
Köln

loster-
Pillen

ermuth, Bleichsucht und
wackelnde Füße
Mädchen und Frauen.
berkauft, Benedict gleiche
Bille - 0.2.) Dr. Sch. 1.25.
lenbung von 1.35 M. in
ten franco Zusendung.
Apothek.
orn-Blodeng.2

Sand zu haben am
s bei Südrath.

klische Zähne!
erzlose Zahnoperat.

Jos. Brück,
ammthorwall 31.
über der neuen Post.

Düsseldorf.
er für künstliche
Zähne

ahnoperationen.
nde Behandlung.
helen, K. 45.
f. d. Hn. Zahnarzt Drilling

heche Zähne
Operationen
h, K. 45.

Telephon-Anschluß 53.

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise: Neuß und Grevenbroich.

Redaction: Jos. Brunau.

Expedition: Neuß, Markt 15.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage; Samstags in 2 Nummern und als Gratisbeilage das St. Quirinsfest. Preis pro Quartal in Neuß durch Boten in's Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.75. Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 20 Pfg. pro Quartal beigegeben.

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem haushälterischen Publikum unseres Landes die beste Wirkung. Preis für die 6-gelappte Zeile oder deren Raum 15 Pfg. Bei größeren Annoncen und öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Aufnahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen.

Nr. 230.

Montag, 10. October 1892. (Geron.)

19. Jahrgang.

Unpolitische Zeitläufe.

(Nachdruck unterlagt.)

N. Berlin, 6. October.

Aus dem sogenannten Duell Caprivi-Miquel macht sich das hiesige Publikum verzweifelt wenig; aber der Wettstreit zwischen den deutschen und den österreichisch-ungarischen Officieren und ihren Pferden erregt das Volk mächtig. Man sollte glauben, es gäbe hier zu Lande gar keine Menschen ohne Pferdeverstand. In den Kneipen, auf der Straße, am häuslichen Herde, in Pferde- und Eisenbahnwagen, überall wird „fachverständig“ der Distanzritt erörtert. Leute, die noch nie ein lebendiges Pferd angefaßt haben, sprechen wie ein Buch über Training, Klasse, Condition, Distanz, Ruhepausen, Fütterung, Endspurt, Record u. s. w. Wer die Zeit stehen kann, läuft zum Tempelhofer Feld, wo am Start- und Zielhäuschen Zehntausende von Menschen stundenlang harren, um bei der Landung eines abgetriebenen Pferdes und eines erschöpften Reiters aus tiefer Brust Hurrah zu rufen. Nach den Wiener Berichten macht man es dort gerade so. Und für die Kleinstädter, die am Wege liegen, ist das vierte Quartal mit einer ganzen Reihe von Festtagen eingeleitet worden; den eiligen Reitern ist von dem neugierigen Volk unterwegs manche Schwierigkeit bereitet worden. Auch die Kügel, an denen es ja nirgends mangelt, scheinen nicht theilnahmslos geblieben zu sein; wenigstens wird berichtet, daß ein Reiter von einem Lastwagen in den Graben gedrängt und daß im Sackgasse die Wege mehrfach aufgeworfen und Steine aufgeworfen worden sind.

Nur ganz selten und leise erklingt ein abfälliges Urtheil über das ganze Unternehmen, indem empfindsame Leute von „Quadrere“ reden. Aber das Mittel gilt nicht den Reitern, die sich abstrapazieren, sondern den Pferden. So gehört es sich auch gemäß dem „Zeitgeist“; zu Gunsten des Thierchums wird die große Trommel geschlagen, und der Menschenschlag als Nebenbache betrachtet. Meinerseits habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß bei einem solchen Unternehmen die jugendlichen Officiere ihre Kräfte bis auf das äußerste anspannen und daß aus dem Gaul herausgepumpt wird, was darin ist. Nur scheint mir, daß einige Reiter nicht rechtzeitig gestoppt haben, als sie merkten, daß die Kräfte doch nicht ausreichten, um einen preiswürdigen

Platz zu erringen. So kann ich es wohl begreifen, daß Herr v. Miklos, der erste Ankömmling von Wien, sein verwundenes Pferd mittelst Morphium und Cognac bis zum äußersten in Gang zu halten suchte; denn er hatte die beste Aussicht, den ersten Preis zu erringen. Aber nach ihm kam Einer, der gar keine Aussicht mehr hatte, etwas Hervorragendes zu leisten, und doch noch stundenlang sein erschöpftes Pferd am Jügel weitergezerrt und von zwei fremden Begleitern hatte treiben lassen. Als Preisrichter würde ich überhaupt eine Mähre, die nur mit Hilfe von Treibern vorwärts kommen konnte, nicht unter den regelrecht Angekommenen buchen. Auf jeder Seite haben ja auch ungefähr 20 Reiter den Ritt vorzeitig abgebrochen, einige wegen vollständigen Zusammenbruchs des Pferdes, andere aber auch schon wegen geringerer Verletzung oder Erschöpfung. Das war gut und klug; denn, weshalb soll man sich und das Thier noch quälen, wenn nichts Vernünftiges mehr dabei herauskommen kann?

Ein Distanzritt mit einer solchen Menge Theilnehmer (225 Reiter und Pferde) und auf einer solchen Entfernung (580 Kilometer) dürfte wohl noch nicht dagesewen sein. Es ist schon zur Bette oder Probe auf viel größere Entfernungen geritten worden; so ist jetzt noch ein Japaner unterwegs, der durch ganz Asien hindurch von Europa nach Hause reitet. Aber an solche lange Touren gingen sonst nur Einzelne heran, und die Leistungen erschienen als Ausnahmen, aus denen sich nichts Sicheres folgern läßt. Wenn nun aber ein Fels von fast ein Vierteltausend an einer so gewaltigen Kraftprobe Theil nimmt, so darf man schon eher einen Schluß auf die Leistungsfähigkeit der deutschen und der österreichischen Officierspferde und ihrer Reiter ziehen. Natürlich immer mit der Erwägung, daß hier das beste Material im wohlvorbereiteten Zustande thätig war. Das Mittelgut an Rossen und Reitern in seinem gewöhnlichen Zustande muß mit einer entsprechend verkürzten Elle gemessen werden.

Der Distanzritt ist eine viel bedeutendere Kraftprobe, als das gewöhnliche Wettrennen auf unebenem Terrain. Hier kommt es darauf an, für eine sehr kurze Spame Zeit (3 bis 6 Minuten) die Kraft des Thieres bis auf das äußerste auszunutzen. Ob ein Pferd, das einige wenige Kilometer auf präparierter und bekannter Bahn zurücklegen kann, für die wirklichen Bedürfnisse des Verkehrs erfolgreich zu gebrauchen

ist, steht noch sehr im Zweifel. Wenn aber ein Pferd seinen Reiter in 3 oder 4 Tagen über Berg und Thal 580 Kilometer weit trägt, dann steht wirklich mehr wie Strohhalm in dem Thiere; denn es ist in hervorragendem Maße brauchbar zur Ueberwindung von Entfernungen, wie es gerade gefordert wird, vor Allem im Kriege, wo von der rechtzeitigen Ueberbringung von Nachrichten und Befehlen auf weite Strecken oft die Entscheidung abhängt. Dieser letzte Gesichtspunkt läßt den hohen militärischen Werth des Distanzrittes deutlich erkennen.

Dazu kommt der politische Vortheil des friedlichen Wettkampfes zwischen den Officieren der beiden befreundeten Armeen. Die deutschen Officiere werden in Wien und die österreichisch-ungarischen in Berlin aufgenommen, nicht als Fremde, auch nicht bloß als Freunde, sondern als Brüder. Und das beschränkt sich nicht auf den Hof und die militärischen Kreise, sondern das ganze Volk hüben und drüben nimmt daran Theil. Die österreichische Uniform ist bei uns, und die deutsche ist im habsburgischen Lande zu Hause. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der vollsten Interessengemeinschaft geht immer mehr in Fleisch und Blut über. „Kameradschaft“ nennen es die Officiere. Mögen sie auch weiterhin jede Gelegenheit benutzen, um sie zu pflegen und wenn man einmal Unterofficiere und Gemeine von beiden Armeen mit einander in Verbindung bringen kann, so soll man es ja nicht unterlassen. Das ist nicht nur eine heilsame Vorbereitung für den „Erfall“ eines gemeinsamen Krieges, sondern auch eine weitere Verknüpfung der Völker-Einigkeit im Frieden. Das papierenne Bündniß und die Herzlichkeit der Staatslenker und Politik untereinander machen der Volk allein nicht fett. Die Bevölkerung selbst muß sich verbrüdern bis in jene Kreise hinein, wo man keine Leibarbeitsstudium und keine politischen Berechnungen anstellt, sondern dem instinktmäßigen Gefühl folgt: Das ist mein Freund, mit dem gehe ich unter allen Umständen zusammen, auf den kann ich mich unbedingt verlassen, sowie er auf mich. Die Pflege unseres Bündnisses mit Oesterreich ist die beste, die schönste und zugleich die billigste Rüstung.

Ein hübsches Zeichen von brüderlicher Gesinnung war es, daß unsere Bevölkerung durchaus nicht in Frage mit wurde, als es in den vorhergehenden Tagen hieß, als ob die österreichischen Reiter alle ersten Preise einheimen und die deutschen Reiter um zehn oder mehr Stunden

schlechter abschließen würden. Gewiß, man hätte gern die Ehre der deutschen Reiter gerettet gesehen; aber man tröstete sich, weil der Erfolg einer Armee und einem Lande zufiel, die man herzlich gern hatte, mit dem Gefühl, daß die Ehre und die Preise doch gewissermaßen in der Familie bleiben. Das Publikum ließ nicht nach in seinem begeisterten Hurraufen und all seiner frohen Höflichkeit gegenüber den Ankömmlingen von Wien. Man erkannte auch allgemein, daß die Oesterreicher einen gewissen Vortheil gehabt, weil Wien höher liegt als Berlin, und weil sie den schwierigeren, gebirgigen Theil des Weges mit frischen Kräften abmachen konnten, während die deutschen ihn mit ermüdeten Pferden und abgelauchten Gliedmaßen überwinden mußten. Trotzdem habe ich — und das ist sehr bezeichnend — von all den sonst so vorlauten und freitlustigen Berlinern Niemanden ernstlich darüber murren hören, daß man den Concurrenten diesen Vortheil gelassen habe.

Inzwischen hat nun freilich der Quirassirentenant v. Reitzenstein die Ehre der deutschen Reiterei gerettet. Er hat freilich die Schnelligkeit des Oesterreichers Graf Starhemberg nicht ganz erreicht, aber doch den zweitbesten Record erzielt. Das ist um so tröstlicher, als Herr von Reitzenstein an dem Triumphe über den schnellsten Oesterreicher nur durch einen unglücklichen Zufall — eine Verirrung im Nebel — verhindert worden ist. „Moralisch“ hat er also eigentlich gesiegt. Auch ein zweiter deutscher Reiter ist noch innerhalb 80 Stunden angekommen. Die übrigen Deutschen scheinen sämmtlich mehr wie achtzig Stunden gebraucht zu haben, während auf österreichischer Seite eine ganze Reihe „Siebziger“ zu finden sind.

Einige Fachmänner behaupten, dieser Mißerfolg der Deutschen liege an einem falschen „Training“; man habe deutscherseits auf ein zu langames Anfangstempo und zu große Ruhepausen sich eingerichtet und sei von der österreichischen Schnelligkeit überrast worden. Im letzten Grunde wird sich die Erscheinung auf den Unterschied zwischen der nördlichen Kaltblütigkeit und der südlichen Beweglichkeit zurückführen. Wir haben große Pferde und große Leute, die etwas steif sind im Vergleich zu den kleineren quackelbarnen Gestalten da drüben, namentlich in Ungarn. Die kleinen, zähen Rassen, auf den die Ungarn herüberkamen, werden allseitig angestammt. Es scheint in der That, als ob im Durchschnitt das dortige Pferdmaterial für

Unter der Königsanne.

Preisgekrönter Roman frei nach M. Th. May. (Fortsetzung.)

Yella streckte die Hand nach der Waffe aus, da vernahm sie ein leises Geräusch. Waren das nicht Schritte? Das junge Mädchen erhob sich, fast unwillkürlich den Revolver fassend, und drückte sich tief in den Schatten des Vorhangs. Da bewegte sich die Thüre des Vorzimmers, die Yella geschlossen hatte, leise in ihren Angeln. Dann hörte sie, wie mit äußerster Vorsicht der Ringel vorgehoben wurde, und langsam und leise näheren sich die Schritte. Eine dunkle Gestalt stand auf der Schwelle des Krankenzimmers — dem jungen Mädchen erkannte bald das Blut in den Adern vor Angst. Wer war der Mann, was wollte er hier?

Der unbekannte Gast hatte auf der Schwelle zögernd und lauschend innegehalten. Als sich nichts regte, schritt er gleich vorwärts weiter, schen den Kopf dem Fenster zuwendend, und nun konnte Yella deutlich das schöne, bleiche, jetzt von Furcht und Leidenschaft verzerrte Gesicht erkennen. „Großer Gott! Salberg!“ Yella meinte es laut gerufen zu haben, und doch war kein Laut über ihre Lippen gekommen. In klarem Entsetzen sah sie dem Beginn Salberg's zu, das ihre aufgeregten Sinne nicht zu begreifen vermochten. Was wollte er? Sein Auge mußte sich bald an die leichte Dämmerung, die in dem Krankenzimmer herrschte, gewöhnt haben. Er schlich zu dem Bette Siegfried's und blickte eine Weile forschend in das Gesicht des Kranken. Dieser regte sich nicht. Dann nahm Salberg das mit Himbeerlimonade gefüllte Glas, das auf dem Tischchen stand. Yella sah, wie er das Glas gegen das aus dem Nebenzimmer hereinfallende Licht hielt und wie er dann häufig einen blinzelnden Gegenstand, ein Fläschchen, hervorholte, es mit den Fingern entfaltete und den Inhalt in das Glas schüttete. Mit leisem Klange schlug das Fläschchen an den Rand des Glases an, Salberg's Hand modte wohl zittern!

Nun war aber auch der Mann, der auf Yella lag, gelöst. Unhörbar, mit blitzgleicher Schnelligkeit die Waffe trampfhaft umklammernd, glitt sie vorwärts und stand in demselben Augenblicke neben Salberg, als dieser wieder das Fläschchen zu sich ziehen wollte. „Mörder!“ rief sie mit festem, leiser Stimme und richtete den Lauf des Revolvers gegen den Vorn.

Entsetzt taumelte der Mann zurück, als sähe er ein Gespenst, das Kristallfläschchen fiel zu Boden. „Yella!“ rief er, alle Vorsicht vergessend, „Sie sind hier!“

„Eben!“ unterbrach Sie ihn zitternd vor Aufregung. „Ich danke dem Himmel, daß ich in diesem Momente hier war, um einen Mord zu verhindern.“ Der Klang ihrer Stimme, der süße Duft, der gleichsam ihrer Gestalt zu entspringen schien, das goldene Haar, das aus jetzt ein Strahl des Morgenlichts fiel, und der Gestalt, das dieses schöne Weib, dessen Anblick ihn mit wahrhaftigster Leidenschaft erfüllte, hier im Zimmer seines Feindes weilt, das alles raubte dem Unglücklichen jede Bestimmung. Toll vor Haß und Eifersucht erkannte er Yella's Arm.

„Sie sind schuld, Yella, wenn ich zum Verbrecher wurde — Sie allein!“ schloß er. „Hüten Sie sich, mich zu verrathen, Niemand wird Ihnen glauben! Wozu machen Sie denn bei dem Kranken, den Sie ja hassen? Yella, nicht wahr? Wie wollen Sie beweisen, daß dieses Fläschchen nicht Ihnen gehört, und die Limonade dort haben Sie bereitet! Und nun adieu, wir sehen uns wieder!“

Salberg ließ ihren Arm los und wandte sich der Thür zu. Wie eine plötzliche Betäubung war es unter den gluthelbenden, leidenschaftlichen Worten Salberg's über Yella gekommen; seine Bewegung weckte sie. „Wenn Sie sich nur einen Schritt von der Stelle rühren, so schieße ich!“ rief sie zum Aeußersten entschlossen und hielt den Revolver fest auf Salberg's Brust gerichtet.

„Paul!“ rief plötzlich mit matter Stimme der Kranke von seinem Bette. Yella und Salberg, die mehrere Schritte von dem Lager entfernt standen, wandten sich gleichzeitig erschrocken um. In der furchtbaren Aufregung des Moments hatte selbst Yella vergessen, daß Siegfried sie hören mußte.

„Paul!“ rief der Direktor noch einmal, indes Salberg sich nicht rührte. „Paul schläft, Herr Direktor,“ sagte Yella, indem sie sich zu fassen suchte. Der Direktor sah durch kein Zeichen erkennen, daß ihn Yella's Gegenwart überläste. „Bitte, rufen Sie ihn,“ sagte er gelassen, indem er sich im Bette ein wenig aufrichtete, „ich höre Schritte im Korridor, das Vorzimmer klopfte Jemand, er soll nachsehen, was es gibt.“

Salberg schrak zusammen. „Lassen Sie Niemand herein, Baroness,“ stotterte er, „ich wage nicht.“

Yella wandte sich mit einer Geberde tiefer Verachtung ab und ging dem Nebenzimmer zu, um Siegfried's Wunsch zu erfüllen. Doch da trat schon Paul herein mit der Lampe in der Hand, er war jäh erwacht. Der Diener war sehr erschrocken über die Thatfache, daß der Schlaf ihn übermannt hatte, und die Anwesenheit Yella's und Salberg's in dem Zimmer seines Herrn war Paul geneigt für ein Traumbild zu halten.

„Paul, geh hinaus und schließ nach,“ rief Siegfried, „sagte der Direktor zu seinem Diener. „Du meldest mir aber erst, was man verlangt, ehe Du Jemand eintritten läßt, und sagst nicht, wer hier bei mir ist.“

Paul entfernte sich, und Siegfried richtete sich höher auf und griff nach dem Glase auf seinem Tischchen, um daraus zu trinken. Fast mit einem Aufschrei sagte Yella sein Handgelenk. „Trinken Sie nicht,“ rief sie leidenschaftlich, „es ist Gift darin, er — er will Sie tödten!“

„Ich höre es, aber ich mußte nicht, daß das Gift schon seinen Weg in das Glas hier gefunden hatte,“ entgegnete Siegfried ruhig. „Bitte, schütten Sie das Getränk fort, ehe Jemand kommt.“

Gefürchtete Yella den vergifteten Trank zu dem schnell geöffneten Fenster hinaus, und während sie es schloß, trat Paul wieder ein. Der arme Junge zitterte an allen Gliedern. „Der Herr Baron von Rothheim ist draußen,“ sagte er ernsthaft, „mit zwei Herren von der Polizei, sie suchen —“

Der Kranke hatte sehr rasch gesprochen, und hastig beehrte sich Paul, den Befehl zu erfüllen. Die nächsten besten Kleidungsstücke, die ihm in die Hände kamen, reichte er Salberg, der mit zitternden Händen danach griff. Da legte Yella ihre Hand auf den Arm des Dieners. „Er ist ein Mörder,“ sagte sie bebend, indem sie auf Salberg deutete, „und Sie wollen ihm zur Flucht verhelfen?“

Paul schaute entsetzt seinen Herrn und dann Salberg an, der nicht zu widersprechen wagte. Doch Siegfried richtete seinen Blick nun voll und ernst auf Yella, und ihre Hand sank herab. „Guten Sie,“ befahl der Direktor, „die Herren draußen haben schon eine Minute gewartet. Gehen Sie, Sie sind ein Mörder, und Sie bitten die Herren, einzutreten.“ Paul gehorchte. Noch einen scheuen, zögernden Blick warf Salberg zurück, dann schlüpfte er über die Schwelle der Thür, welche dem Vorzimmer gerade gegenüberlag, und drückte die Thür leise in's Schloß.

Yella setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder in die tiefe Fernernische und zog den Vorhang vor. Sie mochte nicht gesehen werden. Sie hätte Auskunft ertheilen, Erklärungen geben müssen, die ihr peinlich gewesen wären; überdies fühlte sie, wie jeder Nerv an ihr bebte, und ruhiges gleichmüthiges Sprechen wäre ihr schwer gefallen. Hell brannte die Lampe in Siegfried's Zimmer, aber dunkel war es draußen, ganz dunkel, die letzte Spur des Mondlichtes war erloschen. „Um so günstiger für den Verbrecher,“ dachte sie, „der jetzt mit den Kleidern und dem Gelde seines Feindes in die Nacht hinausflieht.“ Warum hatte Siegfried dem Glenden zur Flucht verholfen, der doch einen ungeheuren Trevel im Sinne trug?

Wenn nun sie nicht da gewesen wäre, wenn Paul schlief, ja — und Rolf Siegfried auch? Dann erwachte er wohl und genoss arglos den Trank, den sie bereitet hatte und — morgen? Schauernd drückte Yella die Hände vor die Augen, die das Gräßliche schon zu sehen glaubten. Was hätte dann aus ihr werden sollen? Der Rothembach schwoll und rauschte, und höher und höher stiegen seine glänzenden Wasser bis zu dem Fuße der Königsanne. Dort — ja dort hätte sie wohl Ruhe und Erholung gefunden von dem namenlosen Glende, von dem sie sich drohend, wie vor einer furchtbaren Entfaltung, umgeben sah, wenn — wenn Rolf Siegfried nicht mehr war. Wied ihr dann noch etwas Anderes als zu sterben?

(Fortf. folgt.)

solche Gewalt-Mitte besser taue, als das unferige. Gut, mögen die Pfleger unserer Pferde sich das ad notam nehmen! Vielleicht treiben wir die Verehrung der langgegliederten Rennpferde zu weit. Es geht ja in manchen andern militärischen Dingen so, daß die Parade der Feinde des praktischen Felddienstes ist. Unsere Armees braucht unbedingt Reiter und Pferde, die den schwersten Anforderungen des Nachrichtendienstes gewachsen sind. Wie sie aussehen, das ist ganz egal. Solen wir lieber die Zweckmäßigkeit von Ungarn, als die Eleganz von England.

Dabei kann man auch ein Wort von der neuen Militärvorlage sagen. Die will, wie es heißt, auch die Reiterei wieder vermehren. Nun sagen aber Sachverständige, daß die reitenden Massen bei dem gegenwärtigen Stand der Feuerwaffen noch viel weniger ausrichten können, als früher. Eher könne man die Menge der Reiter beschränken und dafür die Tüchtigkeit von Mann und Pferd zu heben suchen. Das verdient auch Beachtung.

Im Uebbrigen möchte ich wünschen, daß die Distanzreiterei immer mehr in Mode käme und dagegen die jetzt üblichen Wettrennen auf den Rennplätzen zurückblieben. Das Treiben auf den großen Rennplätzen ist ja wahrlich ein Scandal. Für die Masse des Volkes ist es nichts weiter, als eine Erziehung zur Spiel-leidenenschaft. Entschuldigung läßt sich dieses öffentliche Vergnügen nur mit Hilfe des verwerflichen Satzes: der Zweck heiligt die Mittel. Der gute Zweck der Hebung der Pferdezeitung muß den Mantel der Liebe für die bedenklichsten Auswüchse hergeben. Beim Distanzreiten ist eine derartige Wette bis in die Schichten von Schneidergejellen und Ladenmädchen hinunter kaum denkbar. Und dabei liegt die Möglichkeit vor — die Fachmänner mögen darüber entscheiden — daß eine vernünftige Distanzreiterei eine ebenso gute oder gar noch bessere Probe und Anregung auf dem Gebiete der Pferdezeitung gebe.

Inzwischen freue ich mich, daß ich die Strapazen eines Rittes nach Wien nicht mitzumachen brauchte. Auf dem Papier am Schreibtisch die Feder reiten zu lassen, ist für einen braven Hausvater vorteilhafter.

Deutschland.

Berlin, 9. Oct. Es ist eine allgemeine, höchst bedauerliche Klage, daß in unserer Zeit die „Heiligkeit des Eides“ so sehr, besonders von den unteren Bevölkerungsschichten, profaniert wird, daß so viele Mein- und Leichtfertige Eide geschworen werden. Erklärlich wird man diese erschreckenden Thatsachen finden, nimmt man gewisse Vorgänge in Betracht, welche sich in Kreisen abspielen, die berufen wären, das Volk zu erziehen. Sehen wir uns einmal kurz an der Berliner Universität um und sehen zu, wie man dort die Heiligkeit des Eides versteht. Die dortigen protestantischen theologischen Professoren sind durch die Statuten ihrer Fakultät, grund deren sie doch wohl bei der Zulassung vereidigt werden, verpflichtet, das Apostolische Glaubensbekenntnis zu vertheidigen. Was aber thun die Herren Professoren Parnack und Pleiderer, sie greifen es öffentlich an und frei an. Das sind die Erzieher der protestantischen Geistlichkeit! Doch weiter, der Vortrager (Dekan) der theologischen Fakultät legt denjenigen, welche den Doktorhut erwerben wollen, eine Eidesformel vor, in der es u. A. heißt: „Nachdem die ehrwürdige Fakultät der Theologen hiesiger Universität beschlossen hat, Dir die Doctorwürde zu verleihen, richte ich im Auftrage und im Namen dieser Fakultät die feierliche Frage an Dich, ob Du treulich versprechen und durch einen Eidswurde betätigen willst, erstlich, daß Du den prophetischen und apostolischen Schriften, und zwar jenen allen, welche bis auf die allgemeinen Bekenntnisse der Kirche und besonders bis auf die Augsburgerische Confession (zu uns) gelangt sind, nichts entgegen, weder selbst lehren oder verbreiten, oder sollte es von anderen gelehrt werden, bestätigen oder betrachten willst. Bevor Du also öffentlich als Doctor der Theologie verkündigt wirst, versprichst dies aufrichtigen Sinnes und betrachte es durch Eidswurde in folgenden Worten: Den Inhalt dieses von mir zu leistenden Eides habe ich wohl verstanden und verspreche und schwöre ihn heilig zu halten. So wahr mir der dreieinige Gott helfe und sein heiliges Evangelium.“

Vor wenigen Jahren nun war Professor Adolf Parnack Decan der theologischen Fakultät. Ist es nun nicht echt „jehuitisch“, wenn ein solcher Mann in feierlicher Weise zur Leistung eines Eides auffordert und den Eid abnimmt, dessen Inhalt er selbst verwirft? Ist es nicht echt „jehuitisch“, wenn ein Mann von amtswegen dasjenige eidlich zu vertheidigen sich verspricht, was er selbst als unwahr und falsch bekämpft? Nun, für Professor Parnack ist der allergrößte Theil der „prophetischen und apostolischen Schriften“ unecht, voran die vier Evangelien: Hauptstücke ihres Inhalts, zu dessen Vertheidigung er als Decan unter einem Eide aufgefodert und ermahnt hat, wie die jungfräuliche Geburt Christi, die Wunder Christi, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi, werden von ihm verworfen; die Dreieinigkeit Gottes, bei welcher zu schwören er als Decan aufgefordert hat, ist für ihn ein innerer Widerspruch. Wie konnte doch Parnack seines Amtes als Decan walten; wie konnte er in feierlicher Weise Worte in den Mund nehmen, welche derartig seiner innern Ueberzeugung widersprechen? Soll man so etwas Komödie oder Profanation des Hei-

ligsten nennen? Doch fügen wir noch ein Weiteres hinzu. Nach einem Ministerialerlaß vom 11. October 1873 hat der jeweilige Rector der Berliner Hochschule bei seinem Amtsantritt folgenden Eid zu leisten: „Ich gelobe und schwöre bei Gott, der allmächtig ist und der Alles was da ist und geschieht durchschaut, daß ich . . . die Verehrung Gottes und die Ehrfurcht vor den ewigen Gesetzen befestigt werde. So mir Gott helfe und die h. Evangelien Gottes.“ Diesen Eid wird nach wenigen Tagen Rudolph Virchow, als erwählter und bestätigter Rector Magnificus, zu schwören haben. Glaube nun Herr Professor Virchow an den persönlichen christlichen Gott; an Gott als den ewigen Gesetzgeber? Sind für Virchow die christlichen Evangelien „heilige“ Schriften? Wenn aber nicht, was sind dann solche Eidesworte in seinem Munde? Wenn solches an der ersten Bildungsstätte Deutschlands, gleichsam als Vorbild, geschieht, darf es uns da Wunder nehmen, es im Volke wiederzufinden? Ja, die Socialdemokraten haben Recht, wenn sie sagen: „Die Professoren haben es uns gelehrt!“

* Daß eine Reichstagsauflösung die Aus-sichten der Militärvorlage nicht verbessern würde, unterliegt so wenig einem Zweifel, daß die Regierung mit einer solchen Eventualität als einem gangbaren Wege zur Erreichung ihrer Absicht nicht wird rechnen dürfen. So die „Post“. Das Blatt mahnt daher die preussische Regierung, die allgemeine politische, volkswirtschaftliche und finanzielle Seite der Sache eingehend zu prüfen, und die etwa daraus herzuleitenden Bedenken vor der Einbringung an den Reichstag mit allem Rechte geltend zu machen. Es werde keine leichte Aufgabe sein, sie zu überwinden, und man sehe, wenn dies nicht gelingt, vor einem verhängnisvollen und vorerst nicht zu reparierenden Missethate.

* Mit der gestern gemeldeten Ernennung des Prinzen Friedrich Leopold zum Oberstlieutenant ist eine militärische Tradition durchbrochen worden, indem bis dahin die Prinzen vom Major sofort zum Oberst avancierten. Diese Tradition datirt, wie die „Post“ vernimmt, aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, aus jenen schweren Familienconflikten zwischen dem König Friedrich Wilhelm I. und dem damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich II., in welchem der Vater das von dem Kriegsgericht in Köpenick über den „entlaufenen Oberstlieutenant Freig“ gefällte Urtheil durch einen Machtspruch in die Todesstrafe für den eigenen Sohn verurtheilte. Der König nach seinen strengen, militärischen Anschauungen über Disziplin betrachtete den Sohn als Deserteur und wollte ihn auch als solchen verurtheilt wissen. Kronprinz Friedrich befehlte, als er sich der väterlichen und königlichen Autorität durch die Flucht aus Preußen hatte entziehen wollen, den Rang eines Oberstlieutenants. In Folge dieses Fluchtversuches wurde der Kronprinz aus der Armee ausgestoßen, in Kärnten gefangen gesetzt und verlor demzufolge auch die Uniform, bis die auf Bitten sämtlicher in Berlin anwesenden Obersten und Generale, unter Anführung des Fürsten von Bessau, ihm wieder zuerkannt, er als Oberst in die Armee wieder aufgenommen wurde. Seit jener Zeit befehlte kein preussischer Prinz mehr den Rang eines Oberstlieutenants in der Armee. Es ist interessant, daß nach hundertzweihundert Jahren in Folge einer militärischen Leistung eines preussischen Prinzen, durch die Cabinetsordre Kaiser Wilhelms II. diese Tradition gebrochen ist und ein preussischer Prinz wieder als Oberstlieutenant in der Armee rangirt.

* Die Nordd. Allg. Z. weist in einem Leitartikel die Bestrebungen, welche auf Verrückung des Gesetzes über die Sonntagsruhe gerichtet sind, ab. Für das Gesetz sei eine längere Probezeit nötig. Nachdem die Bestimmungen über die Sonntagsruhe erst seit Kurzem Gesetzeskraft erlangt hätten, könne weder die Menge, noch die Art der gemachten Erfahrungen einen Schritt rechtfertigen, wie ihn die Petenten aus Köln und aus sonstigen Orten verlangten. — Im Vorwärts erklärt Liebknecht, daß jedes ihm zugeschriebene französische Interview unecht sei; er habe sich auf seiner Reise überhaupt nicht interviewen lassen.

* Zum Communalfteuergegentwurf sind die Berl. Pol. Nachr. in den Stand gesetzt, officiös mitzutheilen, daß in Betreff der Vertheilung der Gemeindefteuern für Einkommensteuer und Realsteuer jetzt die Ansicht überwiegt, festzusetzen, daß den Gemeinden vorgeschrieben wird, wenn sie 50 pCt. Zuschlag zur Einkommensteuer erheben, müßten sie mindestens ebenso viel zu den Realsteuern (Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer) zuschlagen und daß ferner bei der Ueberbreitung des ersten Zuschlages um je 1 pCt. der letztere um je 2 pCt. gesteigert werden muß. Des Weiteren aber ist in Aussicht genommen, zu bestimmen, daß mindestens durch die Zuschläge zu den Realsteuern die kommunalen Ausgaben, welche dem Grund- und Hausbesitz sowie dem Gewerbebetriebe vornehmlich zu Gute kommen, wie für Bau und Unterhaltung von Straßen, Wegen und Wasserstraßen, für Canalisation, für Einrichtung zum Schutz gegen Feuersgefahr u. s. w., gedeckt werden müssen. Das letzte Wort in der Frage der Feststellung der einzelnen Bestimmungen ist noch nicht gesprochen.

* Aus St. Petersburg wird der „Börse-Zeitung“ gemeldet, daß eine Revision der russischen Eisenbahn-Tarife für Getreide angeregt

werden würde. Die neuen Tarife sollen nächsten Herbst in Kraft treten.

* **Weimar, 7. Oct.** Der Kaiser traf um 3 1/2 Uhr Nachmittags zu den Hochzeits-Festlichkeiten hier ein, empfingen vom Großherzog, dem Erbprinzen, den Prinzen des Hauses, vom König von Sachsen, Erzherzog Rainer, Großfürst Vladimir und Prinzen Reuß. Bei der Fahrt zum Schlosse wurde er vom Publikum sehr herzlich begrüßt. Der Kaiser schenkte dem Jubelpaar einen prächtigen Mosaikschiff, die Kaiserin eine große Porzellan-Vase, die Königin der Niederlande einen reichen Tafel-Aufsatz. Heute Abend ist Serenade der Gesang-Vereine im Schlosse.

* **Erfurt, 5. Oct.** Für die Provinz Sachsen ist nun auch ein katholischer Lehrerverein ins Leben gerufen worden. Es ist dies um so bemerkenswerther, als diese Provinz sich rühmt, „die Wiege der Reformation“ zu sein. Dem glaubenstreuen katholischen Lehrerverein treten bereits an 100 Lehrer bei.

* **München, 6. Oct.** Ein Zusammengehen des Centrums und der Liberalen bei den nächsten bayerischen Landtagswahlen, um dadurch die Wahl von Socialdemokraten zu verhindern, soll dem „Schwab. Merk.“ zufolge der bayerische Prinzregent für wünschenswerth erklärt haben. „Alle staatsverhaltenden Parteien sollten sich zur Abwehr gegen die Socialdemokratie zusammenfinden.“ Thatsächlich hätten bereits Vorgespräche beider Parteien zur Herbeiführung einer Wahlverständigung zwischen Liberalen und „Ulramontanen“ in der bayerischen Hauptstadt stattgefunden, und es sei vorläufiglich, daß es zu einem gemeinsamen Vorgehen zur Verhinderung der Wahl eines Socialdemokraten in München kommen werde. Die Herkunft dieser Nachricht spricht nicht für die Glaubwürdigkeit, wenn gleich nicht bestritten werden soll, daß ihre Tendenz der Gesinnung des Prinzregenten entsprechen möchte. In der gegebenen Form aber scheint viel mehr der liberale Wunsch der Vater des Gedanken zu sein. Niemals vielleicht haben die Liberalen weniger Sympathien beim Volke gehabt, als gerade jetzt, und da begreift sich ihr Wunsch, bei den nächsten Wahlen an gefährdeten Orten von der Centrumpartei mit durchgeschleppt zu werden. Die letztere aber kann kein Verlangen haben, mit einem so zweifelhaften Anhängel belastet zu werden, zumal bei der naiven „Bescheidenheit“ der Herren, die gleichzeitig schon verbunden, natürlich müßte der Compromiß, ohne Schädigung der liberalen Grundzüge“ geschlossen werden. Wirklich sehr bescheiden! Das Centrum soll einfach einen Vollblut-Liberalen wählen, den blauen Augen der in tausend Klängen schwebenden Herren zu Liebe!!

Belgien.

* **Brüssel, 6. Oct.** Der französische socialistische Abgeordnete Lafargue veröffentlicht in hiesigen „Peuple“ den Organ der Brüsseler Socialisten, den Feldzugsplan der nächsten französischen Revolution: „Die Revolution wird“, so heißt es in dem Artikel, „gleichzeitig in Paris und in allen Industriezentren ausbrechen. Nach Ausbruch der Revolution werden die Socialisten folgende drei Aufgaben zu lösen haben: 1) Organisirung der revolutionären Regierung und Ergreifung von Maßregeln zu deren Vertheidigung, 2) Sofortige Befriedigung der Bedürfnisse des Volkes, 3) Sturz der kapitalistischen und Grundlegung der socialistischen Ordnung. Die socialistische Partei wird mit 3 Klassen von ganz verschiedenen und zum Theil einander entgegengesetzten Interessen zu rechnen haben, nämlich den Arbeitern der Großindustrie, den Bauern und den Capitalisten mit ihrem Anhang, der kleinen gewerbe- und handelsbetreibenden Bourgeoisie. Die Arbeiterklasse wird sofort Meisterin in den Industriezentren sein und dieselben in ebensoviele Revolutionscentren verwandeln, welche sich verbinden werden, um die Landbevölkerung für die Revolution zu gewinnen und allfälligen Widerstand zu besiegen. Die hervorragendsten Capitalisten, als die Banquiers, Finanzleute, Großindustriellen, Großgrundbesitzer u. s. w., sollen als Geiseln hinter Schloß und Riegel gesetzt und für das gute Verhalten ihrer ganzen Klasse verantwortlich gemacht werden. Die revolutionäre Regierung wird sich durch einfache Befehlsergreifung der Gewalt konstituieren und erst, nachdem sie Herrin der Situation ist, ihre Handlungen durch's allgemeine Stimmrecht ratificieren lassen. Alle „Ex-Capitalisten“ werden der politischen Rechte beraubt werden. Dies der Plan des Würgers Lafargue. Die Sache verspricht heiter zu werden!

Frankreich.

* **Paris, 6. Oct.** Während man in Frankreich nichts oder doch fast gar nichts thut zur Bekämpfung der von den Socialisten drohenden Gefahr, da Leute wie Bauby und Calvignac so ziemlich alles thun dürfen, was ihnen beliebt, scheint man von neuem vor der „literarischen Gefahr“ so große Angst zu bekommen. Gegen die religiösen Genossenschaften wird abermals ein Feldzug ins Werk gesetzt, gerade als ob die paar Ordensleute sich zum Untergang der Republik verschworen hätten. Um denselben den Garaus zu machen, will man alte Dekrete und den verächtlichen Artikel 7 in Anwendung bringen. Es erörtert wieder der alte Ruf: „Nieder mit den Genossenschaften!“, und unter diesem Feldgeschrei rüstet sich die radicale Presse zum Feldzuge. In der ganzen republikanischen Presse ist nur ein Organ, das „Journal des Debats“, welches den Muth besitzt, diesen Rückfall in die religionsverfolgerische Politik zu tadeln, und welches sich

fragt, ob die Regierung vielleicht auch in diesem Punkte den Radikalen nachgegeben hat. In der That ist das bereits der Fall. Die Radikalen wollen nichts von Toleranz wissen, sobald es sich um die religiösen Genossenschaften handelt. Toleranz darf nach ihrer Auffassung nur gegen die Socialisten geübt werden.

Während aber die Radikalen den kirchlichen Orden mit Vernichtung drohen, bereiten sie dem Philosophen, der als einer der gefährlichsten Gegner des Christenthums galt, die Apotheose. Eduard Rodroy wollte, daß Renan ein nationales Leichenbegängniß erhalte, aber man machte ihn darauf aufmerksam, daß dazu ein besonderes Gesetz erforderlich wäre und daß darüber in den noch nicht beendigten Parlamentsferien unmöglich abgestimmt werden könne. Man verselbte dann auf den Weg, der auch beim Tode Jules Greys betreten wurde, indem man sich an den Staatsrath wandte, welcher in der That den für das Leichenbegängniß erforderlichen Credit bewilligte, um ihn nach Eröffnung der Kammern von vielen ratificieren zu lassen. Das Leichenbegängniß wird demnach ein öffentliches und kein nationales sein. Sämtliche Körperschaften des Staates werden dazu einberufen werden, aber die auswärtigen Gesandtschaften werden davon nur „höflich“ benachrichtigt und nicht „officiell“ eingeladen werden, wodurch es ihnen ermöglicht ist, sich der Theilnahme zu enthalten. Es gelang das wahr-scheinlich mit Rücksicht auf die päpstliche Nuntiatur, da sonst der Vertreter des heiligen Stuhles in die Lage gekommen wäre, beim Leichenbegängniß Renans einen Ehrenplatz einnehmen zu müssen.

Rheinland-Westfalen.

Neuß, 10. October.

* **Rhein-Neuß-Verein.** Bis zum letzten Samstag war der große Saal der Gesellschaft „Concordia“ gestern Abend besetzt, als Hr. Missionärsbrieftr. Mittelweh seinen angekündigten Vortrag über Land und Leute in Südafrika hielt. In lebendigen Farben schilderte der Redner die geographischen Verhältnisse des Caplandes, um sodann die Geschichte der Mission und seine Thätigkeit in derselben seit dem Jahre 1882 zu erzählen. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte die zahlreich anwesende Versammlung der interessanten Ausführungen und spendete gern und reichlich für die Unterstüßung des südafrikanischen Missionswerkes. Weitere Gaben für den guten Zweck beizutragen, haben unsere Lehrer Gelegenheit, da Hr. Mittelweh noch einige Tage hier im Herz Jesu-Kloster verweilen wird. Ganz besonders dankbar ist der hochwürdige Herr für die Zuhilfenahme seiner religiösen Druckschriften, für welche im Missionslande praktische Verwendung ist, besonders auf deutschen Kriegsschiffen, welche oft im Hafen der Capstadt landen. Eine freudige Uebernahme bereite den Missionären des Binsvereins der Besuch des in Neuß noch immer wohlbekannten Herrn Vater Krueger, welcher gegenwärtig der deutschen Mission zu Paris vorsteht. In seiner echt volkshumlichen Weise erzählte Herr Krueger von dem Leben der Deutschen in der Seinesstadt, wo die schönsten Tugenden neben der bodenfesten Vaterlandsliebe sich finden. Sehr gegenwärtig wirkt das selbst die Lazaristenmission unter dem Schutze der heil. Elisabeth von Thüringen. Beide Redner des Abends gaben die Versicherung, den Binsverein bald wieder zu besuchen, was bei den Anwesenden große Freude hervorrief.

* **Der Beamten-Verein** hielt Samstag Abend eine gut besuchte General-Versammlung ab. Es wurde die Feier eines Winterfestes beschlossen, welches am Sonntag den 6. November im Bergbauischen Saale stattfinden soll. Dasselbe soll bestehen in Vorträgen, Aufführung eines Lustspiels, Vertilgung eines Bohnentuschens, Verloosung eines Geldescheines und Ball. Außer zu Kaisers Geburtstag hat der Beamten-Verein seiner Feste gefeiert. Das jetzt bevorstehende, auf Wunsch vieler Mitglieder stattfindende Fest soll mehr den Charakter eines großen gemeinnützigen Familienfestes haben. Der noch im besten Ansehen stehende glänzende Verlauf der vom Vereine gefeierten Kaisers Geburtstagstafel bürgt dafür, daß der Verein auch mit den jetzigen Feste die Erwartungen der Theilnehmer rechtfertigen und nur das Beste und Schönste bieten wird. Zu dem Feste haben außer den Mitgliedern und ihren Angehörigen nur die von Mitgliedern besonders eingeladenen Zutritt. — Seine regelmäßigen Monats-Versammlungen verlegte der Verein wieder von Samstag auf den ersten Freitag in jedem Monat.

* **Stiftungs-fest.** Der hiesige Ortsverband des Deutschen Werkmeisters-Verbandes hielt gestern Abend im festlich decorirten Saale des Hotel Berg-haus sein 6. Stiftungsfest ab, welches von den Mitgliedern des Vereins nebst ihren Angehörigen sowie vielen Fremden deselben zahlreich besucht war. Nach dem Abendenbisch der Präsident des Vereins, Herr J. Fraule, die Ergebenheiten herzlich willkommen und brachte in schönen Worten das Hoch auf unser aller Meister, den deutschen Kaiser Wilhelm II. aus, in das die Versammlung lebhaft einstimmte. Herr Werkmeister Bösch ertheilte einen kurzen Rückblick über die Lage des Vereins, welcher, im Jahre 1883 in Düsseldorf von 300 Werkmeistern gegründet, von Jahr zu Jahr immer an Mitgliedern zugenommen habe, so daß die Zahl derselben gegenwärtig schon über 20,000 betrage und der Verein sich über ganz Deutschland erstreckte. Das Baarvermögen betrage über 1/2 Million Mark. Toast, Lieder und Musikvorträge folgten in bunter Reihe und hielt das unvermeidliche Tanzen die Gesellschaft bis zum frühen Morgen zusammen.

* **Eine antiepileptische Versammlung,** welche zahlreich besucht war, fand Samstag Abend im Locale des Herrn J. Müller, Rheinstraße, statt. Diefelbe leitete Herr Lehrer J. Roden vom antiepileptischen Verein in Köln. Nach einem Hoch auf Se. Majestät den Kaiser Wilhelm ertheilte derselbe das Wort dem Herrn Gymnasiallehrer Professor Dr. Paul Förster aus Berlin, welcher in etwa 2 1/2 stündigen Vorträgen über den „Kantener Anabenmord und seine Folgen“ sprach. Redner unterzog den ganzen Proceß einer kritischen Beleuchtung. Wenn Redner häufig auf das Fehlen der Sätze gerichtet, so ist dies leicht erklärlich bei einer Sache, die hierzu leider so manchen berechtigten Anlaß gibt. Herr Dr. Förster gab zunächst kurz die Thatsachen wieder, die sich an den mysteriösen Mord knüpfen, um dann zu der Rolle der Staatsanwaltschaft überzugehen, welche dieselben nicht als öffentliche

Anläge, sondern merkwürdigen ferner die Un-Belastungszeu Professoren d sprechen, um gedacht, auf i er u. a. hinfü sonstwo ander hätte beibringe seien antiepileptischen verboten worde Tonhalle für in Weiel anderen klein rend sonstge durften, auf s schienen. Man unterlassen he greifung des das thue jekt indem er, um schaden, nicht greifung des 1000 M. auf terfacht ausse greifung des der Wab ben. Zur D mit einem G sammlung sch 50 Personen Verein für 122 Mitglieder wählte man hüllentrem

* **Schüler** Wetters h Nachmittags i Neukirchthur i sich einer les Statt der Pf in einer Entf befestigt waree Blinten. H Sahm, J Den aufse herunter. mungthung and gen oder anch

* **Die D** dem Hauptm Monat zu l Weigen zur M gegen Roggen Safer zur M von 100 Kilo von 47 Erben M. 28 48,—, Ertstarf M. 28 7,35). Münd vom Bauche r Kalbfleisch m ger. Sped mit das Kilogr. b l. Weizenme 40 Pfg. Gr Favoreis 40. Isferte M. 3. Bohnen M. 3. schmalz pr. K

* **Zur C** hat für den l an den letzte diejenigen Zw in offenen Ge weiterer Gese den derart zu Verhänge und in den offener darf.

* **An a** wieder in der zeichnen.

* **Ans** In der letzte zart an antie Diphtheriefall

* **Wank** Landwirthschaf ernaunt.

* **Düfel** des Vientenan und Mader V sich die Barv T. it wegen Straffamman weiten zur D gericht kommen

* **Düfel** wurde am A. vertheilert. W für 94000 M. Hypotheken Markt ein.

* **Greres** träftig selbst eine waren von ei der aus Glt. Vohn zur M halle von ihr Kunz vor der Concertmeiste die Geprelte Pause fahre zu leihen V von Engagem

* **Kante** für die Vele in Berlin, d Buchhoff, a Nachmittags Staatsanwalt

* **Abdi** Simon Froi Clemens d Ersterer feie Jubiläum u Von den st viele eine

do. 32,90. Eth.
 Magdeburg, 8. Dec. Zucker. Kornzucker ausfchl.
 92 $\frac{1}{2}$ 10. 13,95, ausfchl. 88 $\frac{1}{2}$ 10, 18,30; Nachgeruchzucker ausfchl.
 75 $\frac{1}{2}$ 10. —. Rübig. Brodrackfabade 1 —, Brodrackfabade
 11. —, Gemahlene Raffinade mit Faß 27,25, Gemahlene
 Weiss 1 mit Faß 26. —. Rübig. Rohzucker 1. Erzeug-
 nisse zur Durchfuhr a. d. B. Hamburg Dec. 13,17, Nov.
 13,15, Dec. 13,27, Jan.-März 13,50. Emdener.

